

Johann August Schülein

Gesellschaft und Psychodynamik

Eine systematische Skizze



Springer VS

Gesellschaft und Psychodynamik

Johann August Schülein

Gesellschaft und Psychodynamik

Eine systematische Skizze

 Springer VS

Johann August Schülein
Wirtschaftsuniversität Wien
Wien, Österreich

ISBN 978-3-658-21438-8 ISBN 978-3-658-21439-5 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-21439-5>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2018

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhaltsverzeichnis

1 Bausteine einer psychodynamischen Subjektkonzeption	1
1.1 Zur Entwicklung subjekttheoretischer Vorstellungen	1
1.2 Zur Entwicklung vom Instinkt zum affektiv-kognitiven Modus der Steuerung	26
1.3 Befunde der Neurowissenschaften	35
1.4 Psychologische Perspektiven	45
1.5 Psychoanalyse als Theorie der Psychodynamik	57
2 Umriss eines Konzepts des Verhältnisses von sozialer und psychischer Realität	73
2.1 Subjekttheoretische Überlegungen	73
2.2 Zur Vermittlung von Psyche und sozialer Realität	93
2.3 Methodisches	107
3 Handeln	113
3.1 Handlungstheorie und Subjekttheorie	113
3.2 Handlungskompetenz und Funktionsniveau	119
3.3 Der Prozess des Handelns	131
3.3.1 Handlung als Abfolge von Phasen	131
3.3.2 Psychisches Gleichgewicht und Destabilisierung	136
3.3.3 Wahrnehmung als intrapsychische Konfigurierung	139
3.3.4 Intrapsychisches Prozessieren	152
3.3.5 Von der Einigung zum Handlungsentwurf	164
3.3.6 Die Aktion	173
3.4 Handlungstheoretische Perspektiven	182

4 Die Situation: Interaktion im sozialen Kontext	189
4.1 Zum Situationskonzept	189
4.2 Situation und Psychodynamik	197
4.3 Dynamik der Situation	224
5 Mikrosoziale Realität	263
5.1 Rückblick (auf empirische Realität) und Ausblick (auf abstrakte Realität)	263
5.2 Mikropopulationen.	276
5.3 Mikrostrukturen	301
5.4 Organisationen	320
6 Makrosoziale Realität	351
6.1 Makropopulationen	351
6.2 Makrostrukturen.	380
6.3 Makrosoziale Realität	400
6.4 Gesellschaft und Psychodynamik	430
7 Soziale Realität und Psychodynamik – Rückblick und Ausblick	459
Literatur	477

Vorbemerkung oder: Warum in diesem Text Akteure, Subjekte und Subjektivität vorkommen

In diesem Text geht es um die Frage, wie *psychodynamische Themen* und damit *Theorien der Psychodynamik* zum Verständnis gesellschaftlicher Prozesse beitragen können und was die dazu erforderliche Kooperation können muss. Die Frage, *ob* sie einen Beitrag leisten können, stellt sich meines Erachtens nicht in einer Welt, in der bei aller instrumentellen Rationalität Ängste, Hoffnungen, Hass und Wut, Sehnsüchte und Phantasien das Geschehen mehr oder weniger massiv bestimmen. „Psychodynamik“ umfasst dabei das gesamte Spektrum von psychischen Prozessen, die sich auf die soziale Realität direkt wie indirekt auswirken – die manifesten Themen und Emanationen, die latenten Programme und Mechanismen, aber auch die intra-psychischen Konfigurationen und Regulationen, die sozial virulent werden. „Psychodynamik“ steht daher für ein breites Spektrum von Prozessen und Produkten. Sie ist ein konstitutiver, motivierender und treibender, ein notwendiger, aber kein pfllegeleichter oder gar beliebig kontrollierbarer Faktor jeder sozialen Realität.

Im Verhältnis zu seiner Bedeutung ist die theoretische und empirische Beschäftigung mit diesem Thema in der Soziologie wenig entwickelt. Das hat verschiedene Gründe. Dazu gehört zunächst die dominante Strategie der Soziologie, Soziales nur durch Soziales zu erklären. Diese Strategie war und ist sinnvoll. Sie war eine der Bedingungen der Emanzipation der Soziologie und gehört immer noch zu den internen Mitteln der Stabilisierung und Entwicklung des Fachs. Zu den Nachteilen dieser Strategie gehören jedoch der Kontaktabbruch zu externen Perspektiven und die Tendenz, alle relevanten Themen nur mit Eigenmitteln konstruieren zu wollen. – Ein weiterer Grund, der dafür gesorgt hat, dass die Soziologie sich mit dem Thema Psychodynamik schwer tut, ist die weit verbreitete implizite Annahme, Psychodynamik sei wesentlich „irrational“ und „Irrationalität“ sei nicht intelligibel. Im nächsten Abschnitt wird darauf noch

näher eingegangen – etwa auf Max Webers Handlungstheorie, in der „affektuelles Handeln“ schon ein Grenzfall ist, der nicht mehr sinnhaft rekonstruiert werden kann. Daher trifft Weber die bekannte methodologische Entscheidung: Statt das „wirkliche Handeln“ als Bezugspunkt zu nehmen, bezieht er sich auf einen mit Mitteln rationaler Logik sinnhaft rekonstruierbaren Typus von Handlung.

Dies hatte jedoch für seine Konzeption der Soziologie einer „Wirklichkeitswissenschaft“ problematische Folgen. Weber konnte nicht erklären, wie man vom Idealtyp zu jenen Formen des „wirklichen Handeln“ kommt, die mit dessen Mitteln nicht sinnhaft rekonstruierbar waren. Daher musste er sich mit einem „es gibt“, mit der Feststellung der Existenz solcher Phänomene (etwa von Affekten, Trieben) begnügen. – Die Soziologie ist dabei nicht stehen geblieben. So gibt es inzwischen beispielsweise einen breiten Diskurs, der sich mit der „Soziologie der Emotionen“ auseinandersetzt. Er hat überzeugend (siehe unten) nachgewiesen, dass und wie Emotionen sozial definiert und eingebunden sind. Diese sinnvolle Perspektive hat verdeutlicht, wie Gesellschaften Emotionen stimulieren und nutzen. Allerdings ist mit ihr das Risiko der „Soziologisierung“ ihres Gegenstandes verbunden: Psychodynamik wird auf soziale Determination reduziert. Vor allem konstruktivistische Varianten tendieren dazu, den Inhalt des Begriffs „Emotion“ weitgehend aufzulösen und durch soziale Konstruktion zu ersetzen. Auch diese Strategie versperrt in gewisser Weise den Zugang zur Autopoiesis des psychischen Prozesses und seiner Eigendynamik. Es gab und gibt also in der Soziologie Schwierigkeiten, Soziales mit Psychodynamik konsequent in Verbindung zu bringen. Die angebotenen Lösungen erhellen bestimmte Aspekte der Beziehung zwischen sozialer und psychischer Realität, aber die spezifische Qualität – und damit zentrale Dimensionen dieser Beziehung – bleiben im Dunkeln. Wenn es dabei nicht bleiben soll, bedarf es einer systematischen Änderung der Strategie: an die Stelle von Ausgrenzung und Soziologisierung muss der Versuch treten, kompetente Erklärungen psychodynamischer Prozesse mit den eigenen Leistungen in Verbindung zu bringen, mit Parsons und Luhmann: die Interpenetration von sozialer und psychischer Realität systematisch zu erfassen. Denn ohne substanzielles Verständnis dessen, was Psychodynamik ausmacht, wie sie funktioniert und wie sie mit ihrem Kontext interagiert, ist in vielen Zusammenhängen ein systematisches Verständnis des Geschehens kaum möglich. Auch scheinbar „irrationales“ Handeln, also Handeln, das abweicht von einer rationalen (ziel- und mittelrationalen) Konstruktion, ist intelligibel – jedenfalls, wenn man mit den richtigen Mitteln arbeitet. Das wären in diesem Zusammenhang eine Theorie der Psychodynamik und passende Methoden ihrer empirischen Erforschung. Mit ihnen lässt sich dann auch das Thema der Verbindung von soziologischen Fragestellungen und einer Theorie der Psychodynamik differenziert angehen.

Es gibt jedoch weder eine allgemein akzeptierte Theorie der Psychodynamik noch bewährte Konzepte, die zeigen, wie das Thema in der Soziologie behandelt werden kann. Immerhin gibt es interessante Ansätze, die allerdings in der Soziologie kaum genutzt werden. Neben kompetenz- und balancetheoretischen Konzepten sind dies vor allem psychoanalytische Theorien. Die Psychoanalyse ist nicht die einzige, aber eine der wenigen ausgearbeiteten und systematisch auf die Reflexion von Psychodynamik ausgerichteten psychologischen Theorien. Unter den vielen Beiträgen der unterschiedlichen psychologischen Paradigmen sticht sie durch ihre konsequente Thematisierung von psychodynamischen Prozessen und Konflikten hervor. – Diese Nicht-Nutzung hängt mit dem generell schwierigen Verhältnis von Soziologie und Psychologie zusammen. Besonders schwierig ist das Verhältnis der Soziologie zur Psychoanalyse (vgl. dazu ausführlich Schüle in 2016). Zwar hat es eine ganze Reihe von Versuchen gegeben, beide zusammen zu bringen (vgl. z. B. dazu die Sammlungen von Wehler 1972; Sennett 1977; Dahmer 2013).

Diese Bemühungen gelten in der Soziologie weitgehend als gescheitert, als veraltet oder gar von vorn herein als unsinnig. Der Meinung bin ich nicht. Bei näherem Hinsehen zeigt sich, dass hinter der pauschalen Ablehnung der Psychoanalyse meist mangelnde Kenntnis und wenig Verständnis für die Themen, die sie bearbeitet, stehen. Und nicht alles, was aus der Liste der Aktualitäten einer Zunft verschwunden ist, ist deshalb sachlich „veraltet“. Das ändert jedoch nichts daran, dass marginalisierte Diskurse aus Statusgründen gemieden werden und auch sonst unter Knappheitsproblemen leiden. – Was das „Scheitern“ betrifft: Es gibt eine Fülle von bemerkenswerten Resultaten, die aus der Geschichte der Soziologie nicht wegzudenken sind. So unterschiedliche Autoren wie Adorno und Parsons, Elias und Riesman, Smelser und Giddens haben die Angebote der Psychoanalyse genutzt. Tatsache ist allerdings auch, dass auch viele Versuche unzulänglich waren und stecken geblieben sind. – Die Gründe dafür sind vielfältig – einige hängen mit der Sache selbst zusammen, andere mit Kontaktproblemen. Selbst wenn es gelingt, sachfremde Probleme – etwa unterschwellige Konkurrenzen – zu vermeiden, bleiben genug Schwierigkeiten. Dazu gehört – auf beiden Seiten – Unkenntnis. Oft wird Psychoanalyse in der Soziologie mit Freud gleichgesetzt. Das übersieht, dass Freuds Pionierarbeit etwa dem entspricht, was Durkheim für die Soziologie bedeutet und sich die Psychoanalyse in den letzten 100 Jahren erheblich weiter entwickelt hat. Umgekehrt besteht in der Psychoanalyse wenig bis kein Verständnis für soziologische Fragestellungen. Man versucht ebenfalls am liebsten, alle Themen nur mit Eigenmitteln zu behandeln. Daher gibt es auch kaum für soziologische Fragestellung passende Angebote.

Unabhängig von diesen akzidentellen Problemlagen erschweren strukturelle Probleme die Kooperation. Dazu gehört auch ein Effekt wissenschaftlichen Fortschritts. Einerseits haben interne Differenzierung und Ausweitung zur Folge, dass mit besseren Mitteln und mit mehr Verständnis Kontakte zwischen verschiedenen Theorien aufgenommen werden können. Andererseits führt dieselbe Entwicklung dazu, dass es kaum mehr möglich ist, den Überblick über ein ganzes Fach – geschweige denn über zwei verschiedene Fächer – zu haben. Kontaktversuche bleiben daher selbst dann, wenn Kenntnisse beider Seiten vorhanden sind, zwangsläufig selektiv, um nicht zu sagen: arbiträr. Dazu kommt, dass die Verarbeitungskapazitäten von Theorien nicht in gleichem Maße zunehmen wie sich Wissensbestände und Reflexionsinstrumentarien ausdehnen. In actu kann also immer nur ein Teil dessen, was verfügbar ist, realisiert werden – erst recht, wenn es darum geht, zwei unterschiedliche Paradigmen zusammen zu bringen. Das bedeutet, dass von beiden Seiten immer nur ein Teil dessen, was sie zur Verfügung haben, eingebracht werden kann. Schließlich verlangt die Notwendigkeit, Verbindungen herzustellen, dass in vieler Hinsicht auf die volle Komplexität dessen, was intern möglich und nötig wäre, verzichtet werden muss, weil die volle Komplexität der Binnenkomplexität für die jeweils andere Seite nicht anschlussfähig und nicht verwendbar wäre.

Wegen dieser Widrigkeiten wird die Frage, wie die Soziologie das wichtige Thema Psychodynamik aufnehmen und sinnvoll behandeln kann, auch in diesem Text nur in Ansätzen, Bruchstücken und unzulänglich beantwortet. Auf der anderen Seite ist es nötig, über die bisherigen Versuche hinaus zu kommen, wenn aus dem Projekt etwas werden soll. Ich hoffe, dass der Text dafür Anregungen bietet und nehme dafür die damit verbundenen Risiken in Kauf. – Das erste Kapitel dieses Textes rekapituliert (sehr knapp) ein Stück weit Problemlagen und Ausgangspunkte: die Entwicklung der Subjektbilder von der Sozialphilosophie bis zur Soziologie und Schwierigkeiten, die soziologische Theorie mit dem Thema Subjektivität (und damit mit Psychodynamik) hat. Die nächsten Abschnitte widmen sich den gegenwärtig verfügbaren Bausteinen einer Theorie des Subjekts und speziell der Genese und Funktion von Psychodynamik sowie, daran anknüpfend, dem Modell einer systematischen Vermittlung von sozialer und psychischer Realität. Die Leitidee ist dabei, dass Gesellschaft und Psychodynamik auf unterschiedliche Weise auf verschiedenen Ebenen interferieren. Die daraus resultierende Matrix an Beziehungen und Formen ist anschließend dargestellt: Beginnend mit einer Analyse von Handlungen (Kap. 4) werden konkrete (Kap. 5 und 6) und abstrakte Ebenen sozialen Geschehens (Kap. 7) daraufhin untersucht, wie Psychodynamik in ihnen wirkt und wie sie Psychodynamik aufgreifen und verarbeiten. Eine kurze Bemerkung zur dabei verwendeten Literatur: Die Liste der verwendeten Texte ist

bei Weitem nicht vollständig. Die große Zahl der tangierten Themen, die enorme Fülle der relevanten Arbeiten und die Präferenzen und Zufälle der eigenen Lektüre führen zwangsläufig zu Lücken und Einseitigkeiten.

Es gehört zum Thema, dass es sich nicht einfach aus Prämissen entwickeln lässt, sondern Vorleistungen verlangt, in denen schon ein Stück weit vorweggenommen werden muss, was sich erst entwickeln soll. Die Schwierigkeiten beginnen schon vor der Konzeptualisierung; sie muss schon in Vorleistungen vorhanden sein, bevor sie beginnen kann. Das zeigt sich an den Termini, die schon verwendet werden müssen, bevor man beim Thema ist. Zwar steht eine Fülle von Bezeichnungen zur Verfügung, aber die Soziologie tut sich – wie andere Sozialwissenschaften auch – mehr als schwer damit, sich auf eine bestimmte Variante zu verständigen (was, wie noch diskutiert wird, kein Zufall ist). Es gibt ein systematisches Begriffsproblem. Solange es um spezifische Themen geht, halten sich die Schwierigkeiten noch in Grenzen. Dann kann von Konsumenten (oder KonsumentInnen), von Vätern und Müttern, von Finanzbeamten, Fußballfans oder Hutträgern gesprochen werden, womit jeweils eine bestimmte Auswahl mit bestimmten Eigenschaften die Rede ist. Sobald es jedoch um eine allgemeine Bezeichnung geht, wird es heikel. Von „Menschen“ oder von „dem Mensch“ zu sprechen, ist schon lange unüblich geworden. Die Begriffe „Subjekt“, „Akteur“, „Person“ (oder „Persönlichkeit“), „Handelnder“ gelten – je nach Perspektive – als unzulänglich oder belastet. Der zoologische Name *homo sapiens*, genauer: *homo sapiens sapiens* wird im Rahmen der Soziologie nur verwendet, wenn es um biologische Grundlagen des Handelns geht (z. B. Esser 1993, S. 143 ff.; Massey 2002). Der „*homo sociologicus*“ hat sich nicht durchsetzen können. Und das „psychische System“ signalisiert eher die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Diskurs als eine konsensfähige und funktionsfähige Bezeichnung.

Solche terminologische Schwierigkeiten verweisen auf sachliche Probleme. Mit unterschiedlichen Bezeichnungen wird versucht, bestimmte Sichtweisen zu formulieren und zu stabilisieren – die Vielzahl der Ansätze spiegelt die Aporien dieser Bemühungen. Angesichts der Unmöglichkeit, vorab die Richtige treffen zu können (und angesichts der, wie sich zeigen wird, Unmöglichkeit, überhaupt eine allein zutreffende und alle erforderliche Leistung erbringende Bezeichnung zu finden), behelfe ich mir damit, dass ich mich nicht auf einen einzigen Begriff verlasse, sondern mehrere verwende.

„Subjektivität“ steht dabei für das logische Substrat, welches *sowohl* empirische Subjekte – Menschen wie Sie und ich – *als auch* für das theoretische Modell des Akteurs, den die Soziologie verwendet, kennzeichnet. Menschen handeln in der Welt, Akteure operieren in Modellen. In beiden Fällen muss man – bei aller externen Bestimmung – von aktiver Intentionalität ausgehen, die auf eine stabile

Heterogenität verweist: Es wird – wie auch immer begrenzt – selbst gehandelt. Das Prinzip Subjektivität steht also für das *volle Potenzial* humaner Aktivitäten und die *Eigendynamik* menschlichen Tuns, die in allen ihren Dimensionen Thema sind – es geht nicht nur um einzelne Aspekte wie: Entscheidungen, Handlungen, Denken; es geht um ein holistisches Konzept, welches zugleich die volle Komplexität von Standardisierung und Idiosynkrasie, von Homogenität und Heterogenität zugänglich werden lässt. Zudem bietet sich der Begriff für einen soziologischen Kontext (im Gegensatz zu anderen Perspektiven) auch mit Blick auf die Doppeldeutigkeit (subjectum: das Unterworfene *und* das Zugrundeliegende), die die Dialektik des Verhältnisses von Gesellschaft und ihren Mitgliedern zum Ausdruck bringt: Ohne Subjektivität keine Gesellschaft; ohne Gesellschaft keine Subjektivität.

Wenn Subjektivität ein logisches Prinzip von Verschiedenem ist, ist es das, weil es etwas gibt, wovon abstrahiert werden kann und muss. In diesem Sinne setzt Subjektivität empirische Subjekte voraus. Dafür stehen die Begriffe „Akteur“ und „Subjekt“. In formalen Zusammenhängen passt der „Akteur“. Der Akteursbegriff ist ernüchternd, semantisch wenig aufgeladen und funktioniert daher gut, wenn es um technische Referenzen zu sozialen Strukturen geht. Aber hat ein Akteur eine Seele, empfindet er Wut und Angst, hat er Sehnsüchte, bezieht er Ereignisse auf sich und erlebt er sie idiosynkratisch? Um die Vitalität lebendiger Menschen zu bezeichnen, verwende ich daher im Zweifelsfall den Begriff „Subjekt“ (ohne den Pathos oder die normativen Aufladungen, die damit häufig verbunden sind).

Subjektivität steht für Logik, Subjekt für Praxis, Akteur für Theorie des Handelns und seiner Folgen. Daher werden alle drei Begriffe verwendet, wenn es um unterschiedliche Hervorhebungen geht. Keiner der Begriffe steht also für alles, jeder bezieht sich auf bestimmte Problemdimensionen – erst zusammen ergeben sie eine Begriffstrias mit hinreichendem Thematisierungspotenzial.

Der Text hat eine lange Geschichte. Man merkt ihm stellenweise an, dass sich im Verlauf dieser Geschichte neue Vorstellungen entwickelten, die dazu führten, dass das Konzept und seine Teile immer wieder überarbeitet wurden/werden mussten. Vielleicht hätte ich jetzt, nachdem ich ihn geschrieben habe, die Möglichkeit, ihn in eine konsistente und in sich geschlossene Form zu bringen, aber nach etlichen Jahren mühsamer Arbeit an dem Projekt fehlen mir Kraft und Motivation, um noch mal von vorn anzufangen. Wenn überhaupt kann der Text daher nicht durch Geschlossenheit überzeugen, sondern durch die entwickelten Perspektiven anregen. – Bedanken möchte ich mich bei den Freunden vom

Frankfurter Arbeitskreis Psychoanalyse-Gesellschaft-Kultur für viele anregende Diskussionen, bei Petra Gepl, die (im Gegensatz zu mir) nie den Überblick über die vielen, vielen Versionen und Korrekturen des Textes verlor und last but not least bei einer Wiener Psychoanalytikerin für erhebliche sachliche und persönliche Unterstützung. Verantwortlich für Schwächen und Fehler von Konzeption und Durchführung sind sie natürlich nicht.

Bausteine einer psychodynamischen Subjektkonzeption

1

1.1 Zur Entwicklung subjekttheoretischer Vorstellungen¹

Jede Humanwissenschaft braucht eine (passende) Subjekttheorie. Zumindest dann, wenn sie es mit von Menschen belebter sozialer Realität zu tun hat.

Eine Theorie des Subjekts hat sich allerdings als außerordentlich schwieriges Projekt erwiesen. Dies spiegelt sich in der bisherigen Geschichte der Versuche, Menschen und ihr Tun und Lassen begrifflich zu konzeptualisieren. – Die Vorform moderner Human- und Sozialwissenschaften war die klassische Sozialphilosophie als zugleich normative und reflexive Beschäftigung mit den Bedingungen und Zielen von Gesellschaft. Seit es Sozialphilosophie gab, wurden explizite und implizite Menschenbilder entwickelt, weil sowohl für theoretische wie für normative Fragestellungen eine Vorstellung darüber, wie sich Menschen verhalten und wieso sie es tun, unumgänglich ist. Dabei dienten systematisierte Alltagserfahrungen als empirischer Bezugspunkt. Die auf diese Weise begründeten theoretischen Überlegungen haben vor allem eine präskriptive Funktion: Mit ihren Diskursen wollten die frühen Sozialphilosophen den (realen) Menschen einen Spiegel vorhalten, in dem sie ihre Fehler erkennen; sie wollten den Menschen dazu verhelfen, ein besseres (glückliches) Leben zu führen.

Diese enge Bindung von Interpretation und Vorschrift wurde von Aristoteles in seiner „Nikomachische Ethik“ gelockert. Auch sie dient letztlich der Belehrung

¹Dieser Abschnitt ist nur eine essayistische Skizze, die Problemlagen und Bewältigungsstrategien umreißt. Ausführlicher dazu z. B. Frank et al. (1988), Voß/Pongratz (1997), Keupp/Hohl (2006), Reckwitz (2008), Schülein (2016).

und Orientierung, aber sie zeichnet sich aus durch die weitgehende Autonomie der empirischen Analyse. Die „Nikomachische Ethik“ basiert auf einer genauen Beobachtung typischen menschlichen Verhaltens und stellt zugleich eine Verbindung zu den sozialen Rahmenbedingungen her; zielt also auf das Zusammenspiel von sozialer Ordnung und individuellem Handeln, ohne beides aufeinander zu reduzieren. Die Menschen besitzen für Aristoteles ein Spektrum an Möglichkeiten, welches von den sozialen Rahmenbedingungen gefördert oder unterdrückt wird. Auf dieser Basis – der Analyse der empirischen Gegebenheiten und einer Konzeption, in der ein vorhandenes Potenzial durch soziale Bedingungen selektiert wird – entwirft der Text die Bedingungen und Möglichkeiten der Lebensbedingungen der Polis.

Dieser Faden wird wieder aufgegriffen in der frühen mitteleuropäischen Sozialphilosophie. Deren Herold Thomas Hobbes versuchte sein Projekt – Begründung von Gesellschaftspolitik auf der Basis einer Gesellschaftsanalyse – strikt empirisch zu begründen. Hobbes' Beschreibung der menschlichen Natur im „Leviathan“ ist in seiner Anlage elaborierter und theoretisch ambitionierter als die von Aristoteles. Sie enthält auch eine breitere und systematischer angelegte Darstellung des Verhältnisses von Anthropologie und Politik. Darin spiegelt sich nicht zuletzt das veränderte Umfeld: Hobbes bezieht sich zumindest implizit auf die aufkeimende empirisch orientierte Natur-Wissenschaft, womit ein weiterer Emanzipationsschritt der Reflexion möglich wird. Allerdings hat dies auch noch einen anderen Effekt: Das Projekt setzte Hobbes auch unter den Zwang, sich genauer festzulegen und sein Modell zu zentrieren – sozusagen die „Mechanik“ des Geschehens genau zu definieren. Dies geschah dadurch, dass er bestimmte Verhaltensweisen von Menschen als naturgesetzliche Bedingungen jedes Handelns festlegt und daraus quasi sozialgesetzliche Bedingungen des Zusammenlebens ableitet. – Seine Analysen sind geprägt von der Grundannahme, dass Menschen in der Realisierung ihrer dominanten Motivation – des Überlebenwollens – unter Konkurrenzbedingungen alle Möglichkeiten nutzen, um Machtmittel zu gewinnen, die sie einsetzen, um Überlebensvorteile zu gewinnen. Dadurch entsteht eine Sichtweise, die eine letztlich biologisch begründete, empirisch breit angelegte Subjekttheorie mit der Funktion des Staates als Garant sinnvoller Regulationen verbindet – ersteres als empirisch-anthropologischer Befund, letzteres als logische Deduktion.

Hobbes entwickelte mit seinem Konzept einen weiter entwickelten Prototyp sozialwissenschaftlicher Argumentation: Die nüchterne Analyse empirisch realen menschlichen Handelns und der daraus abgeleitete Bedarf an Sozialorganisation wird zum Bezugspunkt einer funktionalen Konzeption von Gesellschaft. Damit steht er bereits auf dem Boden der Aufklärung. Deren andere Seite – der Optimismus, dass Gesellschaften verbessert werden könnten –, ist bei ihm dagegen

weniger ausgeprägt. Menschen sind und bleiben von Natur aus Einzelkämpfer, die potenziell zu allen Mitteln greifen. Sie sind zwar anpassungsfähig, aber unbelehrbar. Und was unbelehrbar ist, muss diszipliniert werden. – Diese Verbindung von Pessimismus und Autoritarismus wurde von anderen Autoren heftig kritisiert. Bentham drehte das Modell von Hobbes um und ging davon aus, dass die Funktion des Staates nicht in Disziplinierung, sondern in Dienstleistungen für die Akteure besteht. Seine berühmte Formel, dass Ziel von Politik sei das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl, unterstellt, dass Menschen ein Recht auf die Befriedigung ihrer Bedürfnisse haben, dass dies möglich ist, ohne dass sie sich dabei in die Quere kommen müssen und dass die dabei auftretenden Probleme durch Optimierung der Organisation bewältigbar sind. Hier kommt nicht nur eine neue normative Orientierung ins Spiel (die das gestiegene Selbstbewusstsein des Bürgertums spiegelte), sondern auch eine Sichtweise, die davon ausgeht, dass das System Mensch zwar fehleranfällig, aber korrigiert und daher unter entsprechenden Bedingungen eine selbstregulierende soziale Ordnung möglich sei.

Wo im Rahmen dieses Kurswechsels davon ausgegangen wurde, dass der Mensch neben potenziell „guten“ auch „schlechte“ Eigenschaften habe, nahm man – wie Hume – an, die „schlechten“ könnten durch die „guten“ in Schach gehalten werden. – Noch pointierter argumentierten Autoren wie Shaftesbury, dass der Mensch moralfähig sei und dass die Begründung eines harmonischen Zusammenlebens in der Entfaltung (statt in der Behinderung) der natürlichen Eigenschaften möglich sei – um dann von Mandeville zu hören, dass der Mensch im Kern nicht nur egoistisch, sondern im moralischen Sinn auch „schlecht“ sei: nicht nur eigennützig, sondern habgierig, betrügerisch, neidisch usw. Das sei jedoch nicht weiter schlimm (so die Pointe seiner „Bienenfabel“), weil im Zusammenleben aus „private vices public benefits“ würden: Die Gier nach Luxus treibe beispielsweise die Wirtschaft an, schaffe Arbeitsplätze und Kapital.

Bis hier sind also „Leidenschaften und Interessen“ der Akteure (so der Titel von Hirschman 1987) nicht nur selbstverständliche Bestandteile, sondern geradezu Dreh- und Angelpunkte der Diskussion. Die proto-soziologischen Diskurse gehen selbstverständlich von Menschen und von dem, was sie treibt – von Psychodynamik – aus. Auch wenn die sozialphilosophische Diskussion der Aufklärung dabei im Kern normativ bleibt (es wird stets in Richtung auf politische Präferenzen und Entscheidungen argumentiert) und die Positionen daher in den vertretenen Menschenbildern je nach politischer Präferenz schwanken, ergeben sich dabei wichtige Entwicklungen der Argumentation: Soziale Realität wird nicht mehr aus psychischer abgeleitet, steht ihr als eigenständige Realität gegenüber und kann psychodynamische Ressourcen für ihre Zwecke nutzen. Dieses Exposé

entwickelt sich im Verlauf der Auseinandersetzungen immer stärker in Richtung auf systemlogisches Denken. Bei aller impliziten Normativität geht es vor allem darum, zu verstehen, wie das Zusammenspiel der verschiedenen Faktoren funktioniert. Dadurch wird die Verwendung eines Menschenbildes als (einziger) Ausgangspunkt der Diskussion relativiert.

Zugleich kommt es zu einer zunächst ansatzweisen Arbeitsteilung: An die Stelle eines einheitlichen Diskurses treten zunehmend spezialisierte ökonomische, sozialwissenschaftliche und psychologische Spezialdiskurse. Diese Spezialdiskurse driften auseinander und entwickeln eine Eigendynamik, die u. a. mit Differenzen in der Begründungsstrategie von Theorien und der verwendeten Subjektbilder einhergeht. Zunächst bleiben sie jedoch noch in Kontakt. – In der Politischen Ökonomie wurde vor allem die utilitaristische Tradition fortgesetzt. Adam Smith beschreibt in seinem Werk die Ökonomie als eigenständiges Subsystem im Rahmen eines gesellschaftlichen Gesamtsystems. Dazu entwickelt er in seinem Werk bekanntlich eine subjekttheoretische „Doppelstrategie“, indem er sowohl die Fähigkeit zur sozialen Integration („Sympathie“) als auch die Tendenz zum Eigennutz zur Grundlage seiner Argumentation macht: In „Theory of Moral Sentiments“ untersucht er die Möglichkeit interpersonaler Bindung und Verbindlichkeit und zeigt, wie sich Akteure aneinander orientieren und gemeinsame normative Maßstäbe („common sense“) entwickeln. Dies ist die Basis der Sozialintegration. In „Wealth of Nations“ setzt er dagegen nur voraus, dass Menschen stets ihre Interessen verfolgen und dabei den Markt beobachten und am Markt agieren. Das reicht ihm, um das Funktionieren (und auch die Dysfunktionen) des Marktes – des Motors von Produktivität und Entwicklung zu erläutern.

Mit dieser Doppelbegründung ist Smiths Werk gewissermaßen das „missing link“ zwischen der frühen Sozialphilosophie, die direkt normativ ist und in der definitive Bilder von dem, was Menschen „sind“, entworfen werden und dem, was sich in der Folge als Subjektkonstruktion in den modernen Wirtschafts- und Sozialwissenschaften entwickelt. In seinem Werk ist beides erkennbar; es oszilliert zwischen einer subjektzentrierten und einer Systemperspektive. Dabei verwendet er einen flexiblen Subjektbegriff, der sowohl „egoistisches“ als auch „emphatisches Handeln“ („Eigennutz“ vs. „Sympathie“) unterstellt und eine Systemkonzeption, in der Funktionalität und Eigenlogik (des Marktgeschehens) eingebunden sind in steuernde Rahmenbedingungen. – Das weitere Schicksal des Subjektbegriffs in der Weiterentwicklung von der frühen Politischen Ökonomie zur Nationalökonomie ist bekannt. Gegen den Protest der Vertreter einer historisch-kritischen Sicht setzte sich ein Paradigma durch, welches fest auf dem Boden von empirischem Positivismus und methodologischem Individualismus

stand und dabei die subjekttheoretische Erdung des frühen Liberalismus völlig aufgab. Stattdessen mutierte das subjekttheoretische Denken zum Konstrukt des „homo oeconomicus“, dessen einzige Eigenschaften Rationalität im Sinne von Nutzenmaximierung, die Verfügung vollständiger Informationen und eine stabile Präferenzordnung sind. Dieses Modell kannte auch keine unberechenbare, störende Subjektivität, keine Leidenschaften, keine Widerständigkeit. Mit diesem Modell ließ sich prächtig rechnen, sodass es sich überall da, wo es um mathematisierte Rekonstruktionen ging, großer Beliebtheit erfreute und noch erfreut.

Mit wirklichen Menschen hatte (und hat) das Konstrukt wenig zu tun. Dies war in gewisser Weise eine Folge der Emanzipation der Wissenschaft von ihren Vorläufern – von sozialphilosophischen Menschenbildern, die arbiträr und unklar blieben und von improvisierten Formen der Systemkonstruktion. Der Preis dafür war ein reduktionistisches Modell, welches gerade in Bezug auf das Handeln von Akteuren wirklichkeitsfern und mit einer relativ einfachen Gegenüberstellung von Akteur und (ökonomischem) System operierte. Das war den Vertretern dieser Denkrichtung selbstverständlich klar, aber sie nahmen den Verlust an Wirklichkeitsnähe als Preis für die Berechenbarkeit in Kauf. Wie anderen Vertretern eines methodologischen Individualismus ging es auch ihnen nicht um wirkliche Menschen, sondern um die Konstruierbarkeit des Modells. Andererseits war es für eine aufstrebende Wissenschaft – und für ihre Vertreter – eine Erleichterung, sich nicht mehr mit erratischen Akteuren und mit ihren Lebensäußerungen beschäftigen zu müssen – zumindest theoretisch.²

In der Soziologie sah es ähnlich aus. Sie teilt mit der Ökonomie nicht nur einen Teil ihrer Wurzeln und ihre Entstehungsbedingungen; sie teilt auch deren Problemlagen. Auch sie musste sich gegen das „vorwissenschaftliche“ Denken der Sozialphilosophie emanzipieren und das hieß hier vor allem: Abgrenzung gegen anthropologisch-psychologische Begründungsstrategien, die aus der Natur des Menschen die Logik von Gesellschaft ableiteten. Die Kernstrategie der sich entwickelnden Soziologie war daher die Interpretation von Handeln als Ergebnis

²An den Folgen laboriert die volkswirtschaftliche Theorie immer noch. Die Dominanz modelltheoretischer Konstruktionen hat zum Festhalten am „homo oeconomicus“ geführt, was zwangsläufig Wirklichkeitsferne zur Folge hatte und hat. Dagegen haben sich immer wieder Kritiker zu Wort gemeldet, die entweder versucht haben, das Repertoire des „homo oeconomicus“ auszuweiten (z. B. McKenzie und Tullock 1987) oder (in letzter Zeit häufiger) andere Konzepte dagegen zu stellen (etwa Akerloff und Shiller 2008). Dass Kirchgässner (2008) in seiner sorgfältigen Analyse der Situation letztlich am homo oeconomicus festhält, liegt am Theorieverständnis und daran, dass auch hier die Verwendung der Eigenmittel präferiert wird.

sozialer Verhältnisse. Als Programm wurde dies von Durkheim ausgearbeitet – für ihn bedeutete Soziologie, die grundlegenden sozialen Gesetzmäßigkeiten zu entdecken und daraus das Handeln abzuleiten. Damit erübrigte sich in soziologischen Erklärungen jedes psychologische Argument.³ – Auch Weber grenzte sich – z. B. in der „Protestantischen Ethik“ – nicht nur gegen ökonomischen Reduktionismus, sondern genauso scharf gegen psychologischen Reduktionismus ab. Seine sinn verstehende Soziologie ging zwar aus vom subjektiv gemeinten Sinn von Handlungen, objektiviert und typisiert ihn jedoch und arbeitet in der Folge mit den akkumulativen Effekten, in denen psychologischer Gehalt hin und wieder noch genannt, aber nicht weiter qualifiziert wird. Als kausaler Faktor spielt Psychisches in den soziologischen Erklärungen jedoch keine Rolle – zumindest offiziell. De facto finden sich bei Weber immer wieder Argumente und Analysen, die nur psychodynamisch zu verstehen sind. So lesen sich etwa seine Beschreibungen geeigneter Politiker („Leidenschaft, Verantwortungsgefühl, Augenmaß“) und die Liste potenzieller Berufskrankheiten („Eitelkeit“, „Blasiertheit“) wie ein Psychogramm.⁴

Selbst Simmel, der *prima vista* einen psychologischen Ausgangspunkt der Soziologie wählt (nämlich die praktischen Bedürfnislagen und Lebensäußerungen von Akteuren), geht von da aus nur noch auf deren soziale Formatierung und deren Konsequenzen (nicht auf ihre Qualitäten und ihre Eigendynamik) ein. Seine berühmte Analyse des Streits diskutiert ausführlich die bindenden Effekte von Auseinandersetzungen, durch die Themen wie Akteure so diszipliniert werden, dass sie ihre Sprengkraft verlieren. Was nicht zum Thema wird, sind „irrationale“ Gründe für Streit, eskalative und destruktive Formen von Streit und psychodynamische

³Was nicht heißt, dass Durkheim Psychologie für gänzlich irrelevant hielt. Aber individuelle Motive spielen keine Rolle in der Erklärung sozialer Phänomene. Seine Studie über den Selbstmord enthält daher eine Fülle von Bedürfnissen, Impulsen der Akteure – bedeutsam werden sie doch erst und nur durch die soziale Organisation und in ihrer sozialen Funktion. Insofern spricht sich Durkheim für eine Art soziologische Sozialpsychologie aus, die funktionalistische und konstruktivistische Elemente enthält. Dies ist ein sinnvoller Ausgangspunkt für den nächsten Schritt, der versucht, die darin noch liegende cartesianische Trennung aufzuheben und das Verhältnis von sozialer und psychischer Realität als Austauschprozess zu behandeln.

⁴Vgl. Weber (1964, S. 50 ff.). Zumindest da, wo Weber (absichtlich oder unabsichtlich) normativ wird, wird die Argumentation auch affektiv. – Unabhängig davon: Auch Weber sieht die „Innenseite“ der von ihm diskutierten sozialen Phänomene sehr genau. Er behandelt sie jedoch – ähnlich wie Durkheim – für Material, welches sozial aktiviert werden kann. Diese Perspektive ist sinnvoll, aber sie reicht nicht aus, um die volle Komplexität der Beziehung von psychischer und sozialer Realität zu erfassen.

Aufladungen von Kontroversen.⁵ – Bei allen sonstigen Differenzen zeigt sich bei den Gründervätern der Soziologie im Umgang mit Subjektivität eine sehr ähnliche (und deutliche) Ausgrenzungstendenz. Alle sind sich der Bedeutung psychischer Prozesse bewusst und gehen davon aus, dass es ohne psychisches Geschehen kein soziales gäbe. Aber zugleich gehen sie davon aus, dass die Funktionsweise sozialer Prozesse nicht aus der der Psyche abgeleitet werden kann und darauf reduziert werden darf. Am deutlichsten bei Durkheim wird jede Psychologie aus dem logischen Kern der Soziologie verbannt. Er bahnt den Weg für ein soziologisches Denken, in dem Subjekte (weitgehend bis ausschließlich) durch ihre sozialen Bedingungen definiert werden.

Am Anfang der Entwicklung einer professionellen Sozialwissenschaft steht also eine starke Tendenz der Abgrenzung gegen Psychologie. Psychisches wird als eine Voraussetzung, als Gegebenheit, als Randbedingung, als verfügbares Material sozialer Realität gesehen, welches in seiner Genese und psychischen Funktion nicht thematisiert werden kann und muss, weil dies für die weitere soziologische Argumentation nicht bedeutsam ist.⁶ Auch hier entwickelt sich (sozusagen *nolens volens*) eine Strategie der Trennung von Sozialem und Psychischem, in zwei Welten, die unabhängig voneinander operieren. – Die doppelte Problemlage – Emanzipationsbedarf der Soziologie plus Mangel an Theorien und Methoden – verfestigten die für die frühe Soziologie kennzeichnende Distanzierung von Psychologie. *Ausgrenzung, Soziologisierung und Naturalisierung von psychischem Geschehen* bleiben auch in der Folge dominante Strategien im Umgang mit Subjektivität.

Nicht überall, wo ein Thema nicht behandelt wird, ist es ausgegrenzt worden. Und nicht jede Abgrenzung ist eine Ausgrenzung. Aber Nichtbehandlung und Abgrenzung können als Ausgrenzung auch die Funktion haben, schwierige Interferenzen zu vermeiden. Wenn also in politikwissenschaftlichen Analysen die Psyche der relevanten Akteure und die Gruppendynamik der agierenden Gruppen ignoriert werden (also Macht ohne ihre narzisstische Dimension, Diktaturen

⁵Dahinter steht bei Simmel ebenfalls eine Sichtweise, die zwar individuelle psychische Prozesse annimmt, aber das, was daraus sozial resultiert, darauf nicht reduzieren will. Ebenso lehnt er die Vorstellung einer (einheitlichen) „Kollektivseele“ ab. Soziales Geschehen basiert also auf psychischem, aber ist in seiner Logik davon völlig unabhängig (vgl. Simmel 1992, S. 35 ff. und 625 ff.).

⁶Gemeinsam ist der Argumentation von Durkheim, Weber und Simmel jedoch auch, dass sie auf das Fehlen einer ausgearbeiteten psychologischen Theorie verweisen. Tatsächlich waren die meisten der zeitgenössischen Angebote für die Soziologie – etwa die „Psychophysik“ nicht sonderlich hilfreich.

ohne Diktatoren und Oligarchien ohne Oligarchen diskutiert werden), dann spielt mit, dass dieses mit Eigenmitteln unbehandelbare Thema lieber beiseitegelassen wird.⁷ Naturalisierung ist eine im Kern ähnliche und zugleich komplementäre Strategie, die – angesichts der kaum zu übersehenden Bedeutung von Psychodynamik – sie einbezieht, aber wie ein externes „Fertigprodukt“ behandelt. Sie spielt dann eine Rolle, aber wird theoretisch mit anderen externen Faktoren wie Klima oder Geografie gleichgesetzt (und theoretisch nicht weiter bearbeitet).

Soziologisierung ist eine Form des Umgangs, die nahe liegt und in gewisser Weise unvermeidlich ist. Es ist konstitutiv für jede soziologische Sicht, dass die Dinge von ihrer sozialen Seite her gesehen werden und die Leistungsfähigkeit dieses Programms steht und fällt mit der Möglichkeit seiner autonomen und konsequenten Realisierung. Von daher hat soziologische Theorie ab ovo die soziologische Form externer Themen betrieben und musste dies tun, um sich entwickeln zu können. Dahrendorf hat dies beispielsweise in seiner Skizze des „homo sociologicus“ (1959)⁸ in aller Deutlichkeit ausgeführt: In der Rollentheorie gehe es nicht um den Menschen, sondern um den Rollenträger, also die soziale Funktion, die von wem auch immer übernommen und ausgeführt wird. Die soziale Realität stellt sich damit dar als Verbund von Positionen (und nicht als Konglomerat von Menschen).

Dahrendorfs „homo sociologicus“ verdeutlicht Leistungen und Risiken soziologischer Subjektkonstruktionen. Es geht um die Mechanik des sozialen Geschehens. Diese Analyse gesellschaftlicher Prozesse kommt letztlich ohne Subjekte aus⁹ oder – was im Effekt fast dasselbe ist – sie geht davon aus, dass sie passend sozialisiert sind und auf soziale Steuerung erwartungsgemäß reagieren. Auf diese Weise lässt sich sozusagen ungestört darstellen, wie soziale Prozesse funktionieren. Dieser Verdeutlichungsgewinn ist jedoch mit Nachteilen verbunden: Die Komplexität von Handlungen wird auf eine Weise reduziert, die den Kontakt zur sozialen Wirklichkeit erschwert. Denn durch das Vorgehen wird nolens volens

⁷H.-J. Wirths Studie über Macht und Narzissmus (2002) wurde in der politisch interessierten Öffentlichkeit breit rezipiert und diskutiert. In der politikwissenschaftlichen Diskussion wurde der Text nicht zur Kenntnis genommen. Das Argument: die „gedankliche und methodische Ferne von genuin politikwissenschaftlichen Fragestellungen“ (Nitzsche 2006).

⁸Er wird noch weiter unten ausführlicher diskutiert.

⁹Erkennbar plagt Dahrendorf daher auch eine Art schlechtes Gewissen gegenüber der humanitätslastigen Aufklärungstradition, für die diese Reduktion des ganzen Menschen auf fragmentierte soziale Formen schwer verdaulich erscheinen musste. Deshalb fügte er seiner Darstellung eine lange Coda über eben diesen ganzen Menschen hinzu, in der er versicherte, dass die Konstruktion des „homo sociologicus“ dessen Freiheit und Würde in keiner Weise tangiere, sondern einfach nur eine andere Sichtweise darstelle.

die subjektive Performanz von der sozial vorgeschriebenen Kompetenz getrennt. Ganz abgesehen davon, dass auf dieser Basis die Voraussetzungen und Bedingungen (und damit die Aporien) dieser Kompetenz nicht in den Blick geraten, fehlt dadurch der Zugang zu performanzbedingten Variationen und Konflikten – von komplexeren Aspekten des Austauschs zwischen sozialer und psychischer Wirklichkeit ganz abgesehen.

Einige der Nachteile dieser Form der Soziologisierung von Subjektivität sind (z. T. heftig) kritisiert worden. In anderen soziologischen Paradigmen sind auch alternative Modelle vorgelegt worden. Für die meisten gilt jedoch, dass ihre Beiträge zur Modellierung des Verhältnisses von Gesellschaft und Psychodynamik ihrerseits mit spezifischen Varianten von Ausgrenzung, Naturalisierung und Soziologisierung verbunden sind. Dies gilt auch für den soziologischen Neo-Utilitarismus, der sich im Wesentlichen auf die Rational-Choice-Theorie stützt. Obwohl (oder weil) dieses Paradigma dem methodologischen Individualismus verpflichtet ist – also Subjektivität ein primärer Referenzpunkt ist –, wird sie so modelliert, dass Subjektives kaum zur Geltung kommt. Der Methodologische Individualismus geht vom Individuum aus und sieht alles Gesellschaftliche als Aggregationseffekt individueller Handlungen.¹⁰ Zugleich wird Subjektivität inhaltlich standardisiert und konzeptuell auf spezifische Weise formatiert. Esser skizziert mit Bezug auf Evolutionstheorie und Schottische Moralphilosophie die zentralen Vorüberlegungen: Die wesentlichen Entwicklungsschritte waren auf der Ebene der Gattung die Entwicklung von generalisierter Anpassungsfähigkeit, Sozialität und Soziabilität (Esser 1993, S. 207 f.). Auf der Ebene des Individuums hat sich – geht man vom Knappheitsproblem und Selektionszwang aus – dagegen ein bestimmtes Prinzip als besonders erfolgreich durchgesetzt. „Dieses Prinzip der Logik der Selektion lässt sich in einer Regel und in zwei Grundvariablen zusammenfassen. Nämlich: Maximiere die (eigene) Fitness unter den internen Erfordernissen des Organismus und unter den Bedingungen in der jeweiligen (sozialen wie nicht-sozialen) Umgebung.“ (A. a. O., S. 222).

¹⁰Mit Bezug auf die Schottische Moralphilosophie betont Esser, dass es nicht Aufgabe der Subjekttheorie sei, Makrophänomene zu erklären. Der methodologische Individualismus sieht sie gerade nicht als Ergebnis individueller Entscheidungen, sondern als Aggregationseffekte, die eine andere Qualität besitzen als individuelles Handeln. Die zweite Annahme: Die menschliche Natur sei konstant; alle Variationen der Kultur seien auf dieser Basis entstanden (und könnten daher auch darauf zurückgeführt werden). Der dritte Punkt: Kurz-sichtiger Egoismus ist das dominante Merkmal von Handeln – eingebettet in Soziabilität und (erforderliche) Soziabilität.

Vor diesem Hintergrund kommt er zu einer Neukonzeption des homo oeconomicus, die, so Esser, die Leistungen des „normativen“ wie die des „interpretativen“ Paradigmas der Soziologie einschließt, ohne deren Beschränkungen zu enthalten. Dies ist der Vorschlag von Lindenberg (1985, S. 100 ff.), dass das ursprüngliche Modell des rationalen Nutzenmaximierers zum RREEMM erweitert hat – zum „Resourceful Restricted Evaluating Expecting Maximizing Man“, der aktiv ist, in seinen Möglichkeiten durch externe Umstände eingeschränkt wird, der auf der Basis von Erwartungen die situativen Optionen evaluiert und sie dann maximal zu nutzen versucht.

Esser geht nicht davon aus, dass damit bereits alles Handeln unmittelbar erfasst ist, dass aber über Brückenhypothesen (deskriptive Zusatzannahmen) und genauere Bestimmungen von Situationsvariablen sowie Selektions- und Evaluationsregeln – später spricht er in diesem Zusammenhang vor allem von sozialen „frames“ und „habits“ – das, was subjekttheoretisch gebraucht wird, verfügbar ist. In einem weiteren Schritt hat er sein Modell noch weiter ausdifferenziert, indem er im Modell der Frame-Selektion (MdFS) erläutert, wann warum welcher Rahmen gewählt wird (z. B. Esser 2007). Dabei wird zunächst unterschieden zwischen rationalem Handeln und Routine, wobei sich das Prinzip der rationalen Wahl auch in der Frame-Selektion reproduziert: Die Umstellung auf rationale Wahl erfolgt, wenn dies den Nutzen des Festhaltens an Routinen übersteigt – signalisiert durch ein „Mismatch“ von Erwartung und Ereignis. – In dieses Modell baut Esser auch Emotionen ein. Sie erweisen sich als ein Alarmmechanismus, der körpergebundenes Erleben und Bewerten ins Spiel bringt und als vorrangiges und relevantes Prinzip sofortiges Fokussieren – auf passende Routinen oder auf Reflexion – auslöst.

Dies stellt eine deutliche Erweiterung und in gewisser Weise auch Korrektur des RC-Konzepts dar. Neurophysiologische Begründungen und die funktionstheoretische Fassung von Emotionen schließen die Eigendynamik psychodynamischer Prozesse nicht per se aus, aber sie nehmen sie auch nicht auf. Repräsentiert wird die Eigenwilligkeit massiver Emotionen; nicht zum Thema wird die Frage nach ihrem psychodynamischen Sinn.¹¹ – Bei näherem Hinsehen zeigt sich, dass

¹¹„Emotionale Signifikanz hat ein Stimulus dann, wenn er (eindeutig) anzeigt, dass die Situation von einem *neutral* bewerteten *Standard* einer eingelebten Normalität abweicht: eine Schlange signalisiert (große) *persönliche* und *aktuelle* Gefahr, ein Hase nicht, das Siegtor in letzter Minute (großes) *persönliches* und *aktuelles* Glück, das Läuten des Telefons im Büro nicht.“ (Esser 2007, S. 161) Ohne diese Beispiele überstrapazieren zu wollen: Es gibt auch Menschen, deren Herz an Hasen hängt, während Tore in letzter Minute sie völlig kalt lassen. – Esser beschreibt den Mechanismus, stellt aber keine Verbindung zum Sinnkontext her und gerät dadurch wieder ins Fahrwasser der Naturalisierung (man freut sich über ein Tor in letzter Minute).

der methodologische Individualismus in dieser Form in vieler Hinsicht eine Strategie der Immunisierung gegen genuine Psychologie ist. Die direkte Übersetzung von evolutiven Erfolgsprinzipien in Maximierungsannahme und die formale Bestimmung von Selektion führt – auch in dieser auf sinnvolle Weise differenzierten Form – dazu, dass sich ohne jede Referenz auf Psychisches sowohl individuelles Handeln als auch deren Aggregation erklären lässt. Aus dem Argument, alle Verschiedenheit basiere auf einer identischen Natur wird gefolgert, dass die Vermittlungsschritte theoretisch nicht benötigt werden. Wenn man beispielsweise den Anstieg von Scheidungsraten erklären will, reicht es, so Esser, darauf zu verweisen, dass durch die Verstärkung die Möglichkeit, „seine Interessen außerhalb einer ehelichen Beziehung zu verfolgen“ und den „leichteren Zugang zu Alternativen“ (a. a. O., S. 66 f.) hinzuweisen. Es ist sozusagen selbstverständlich, dass die Zunahme von Alternativen es rationaler werden lässt, sich scheiden zu lassen. Dass Veränderungen im Bedürfnisprofil und -ausdruck, struktureller Identitätswandel, höhere Beziehungskomplexität, veränderte Selbst- und Fremdbilder etc. – Formen der inneren Verarbeitung externer Komplexität und Formen der Imprägnierung sozialer Realität mit Psychodynamik – im Spiel sind, braucht dann gar nicht mehr zum Thema zu werden. Insofern wird die Tradition der Soziologisierung und Naturalisierung von Psychischem fortgesetzt.

Der prominenteste Gegenentwurf ist gegenwärtig die systemtheoretische Konzeption von Luhmann. Er soziologisiert Psychisches nicht – er übersetzt es in Systemlogik. In seinem Theoriemodell wird die Psyche als eigener Typ von autopoietischem System konzipiert, welches getrennt von Gesellschaft operiert (und zu deren Umwelt gehört). Zentrale Annahme ist dabei, dass – analog zur Kommunikation als basalem Modus von Gesellschaften – Bewusstsein diese Funktion für das psychische System erfüllt (Luhmann 1984, S. 355): Bewusstsein reproduziert sich nur durch Bewusstsein, es wird weder exportiert noch importiert. Es besteht aus flüchtigen Ereignissen, die als Gedanken prozessieren und in Vorstellungen transformiert werden können, wenn und indem sie anhand von Selbst- und Fremdreferenzen beobachtet werden. Gedanken sind für sich jeweils verschieden; aus dieser Differenz lassen sich weitere Möglichkeiten gewinnen, aus der sich dann schließlich Systemidentität auf unterschiedlichen Stufen entwickelt. Basale Selbstreferenz (bei der Vorstellungen an Vorstellungen anknüpfen) wird strukturell, wenn Vorstellungen auf unterschiedliche Vorstellungen (im Plural) und Themen Bezug nimmt und darüber höhere Komplexität und Selektivität aufbaut. Zugleich entsteht daraus Selbstreferenz – Selbstbeobachtung des Bewusstseins. Die „Beobachtung eigener Gedanken“ (a. a. O., S. 425) führt (wie bei Luhmann üblich) zu einer Paradoxie, weil eine Einheit (das psychische System) nur als Differenz (zwischen Gedanken) zu haben ist. Das wiederum führt zu „Selbstsimplifikationen“ – Identität entsteht durch Reduktion eigener/psychischer Komplexität.

Die Psyche ist für Luhmann – wie die Gesellschaft – ein sinnverarbeitendes System. Dabei kommen psychische Qualitäten ins Spiel. Denn das binäre Lust/Unlust-Schema dient als eine Art interner Kommunikationscode, der die Sinnstruktur sowohl internen Geschehens als auch die der Beziehung zur Umwelt organisiert. Für Luhmann sind „Lust“ und „Unlust“ ein binärer Code, der Komplexität verarbeitet und die Übertragung von Sinn ermöglicht. Darüber hinaus sieht Luhmann „Gefühle“ als Immunsystem – sie ergreifen die Psyche, wenn die Autopoiesis des Bewusstseins gefährdet ist. Gefühle sind prinzipiell interne Anpassungen an interne Problemlagen. Sie alarmieren; signalisieren, dass die Sinneinheit bedroht ist und bahnen gleichzeitig die Umstellung auf andere Weisen der Systemreproduktion (wobei die Unterscheidung verschiedener Gefühle ein sekundärer Effekt ist, der durch Import oder Differenzierung qua Vorstellung zustande kommt). – Luhmanns konsequent systemtheoretische Reformulierung öffnet den Blick für ein prozessuales Verständnis der Psyche und bietet interessante Perspektiven für identitätstheoretische Überlegungen. Die Festlegung darauf, dass Psychisches (allein) auf der Autopoiesis des Bewusstseins basiere, ist jedoch weder nötig noch zielführend.¹² Zugleich sorgt die ausschließliche Konzentration auf eine systemlogische Sichtweise dazu, dass sich ein inhaltliches Bild psychischer Eigendynamik nicht entwickeln kann. Mit Luhmann könnte man zwar eine Paranoia als interne Reaktion auf interne Bedrohung beschreiben und sie als Versuch bezeichnen, anschlussfähige Bewusstseinsakte zu entwickeln. Ein Zugang zur Genese und zur Logik dieser Art von konfliktbelasteter Funktion des Gesamtsystems ist damit kaum verbunden.

Einen grundlegend anderen Weg haben zwei Theorieparadigmen eingeschlagen: Der Symbolische Interaktionismus und die Sozialphänomenologie. Für beide gilt, dass sie subjektive Leistungen ins Zentrum ihrer Gesellschaftsrekonstruktion stellen, also ein aktives Subjekt als Grundlage gesellschaftlichen Geschehens annehmen. – Der Interaktionismus folgt dabei Mead in seiner prinzipiellen Kritik an jeder Form von Solipsismus. Für Mead ist bekanntlich symbolvermittelte Interaktion die Schlüsselfunktion der Bildung von individueller Identität wie von sozialem Zusammenhang: Signifikante Gesten stiften geteilten Sinn, sie stellen Wirklichkeit für den singulären Akteur wie für seine Interaktionspartner dar, sie dienen der Verinnerlichung von Wirklichkeit wie der Entäußerung von Persönlichem. Dabei sieht Mead

¹²Es mag ästhetisch ansprechender (und praktisch einfacher) sein, nur ein Prinzip der Integration zu verwenden. Vorausgesetzt wird dabei jedoch eine Monologie, die problematisch ist. Zumindest in Bezug auf Hybridsysteme wie die Psyche (und vermutlich auch der sozialen Realität) bildet dies jedoch nicht deren volle Komplexität ab.

das Selbst der Akteure als Einheit, die sich aus zwei (bis drei) Instanzen zusammensetzt – dem I als Ort der spontanen Expression von Idiosynkrasie und dem Me als Ort der verinnerlichten signifikanten und generalisierten Anderen, sprich: als interne Repräsentanzen der Sicht der Umwelt auf die Welt und auf den Akteur. – Blumers Kanonisierung (Blumer 1973) hob vor allem den kollektiven Produktionsprozess von Sinn hervor: Die gemeinsame Arbeit an der Deutung der Realität. Im Bargaining setzen sich Gemeinsamkeiten, aber auch geschicktere Verhandlungstaktiken durch und bestimmen, was als Wirklichkeit gilt. Entsprechend wird hier gegen objektivistische Sichtweisen darauf beharrt, dass nicht Regeln und Normen für Verhaltensstabilität sorgen, sondern dass es die Teilhabe an Aushandlungsprozessen ist, die Regeln und Normen stützt.

Der Symbolische Interaktionismus wählt also von vorn herein einen inter-subjektiven Zugang, in dem permanent stattfindende, verschränkte subjektive Aktivitäten soziale Realität generieren. Die Sozialphänomenologie, die vor allem von Alfred Schütz entwickelt wurde, hatte andere Ursprünge und Stammväter, kommt aber zu zumindest teilweise ähnlichen Ergebnissen. Er führte das Weber-Projekt einer sinn verstehende Soziologie mit Mitteln fort, die er aus Husserls Erkenntnistheorie ableitet. Wo Weber Sinn vergleichsweise problemlos unterstellt hat, untersuchte Schütz die Konstitutionsweise und die Fragen der Modulation und Vermittlung von Sinn. Dabei verwendet er das Bild eines im vorgegebenen Rahmen operierenden Subjekts, welches aus der multioptionalen Alltagswelt spezifische Referenzen hervorhebt und mit entsprechenden kognitiven Mitteln bearbeitet. Intersubjektivität ist dabei das Ergebnis einer a priori-Reziprozität – Ego und Alter leben im Prinzip in der gleichen (Alltags-)Welt, sodass ihre Perspektiven letztlich kompatibel sein müssen, sodass sich daraus Typisierungen entwickeln können, die dann den Alltagsbetrieb erleichtern und orientieren. Insgesamt erweist sich soziale Wirklichkeit in dieser Sichtweise vor allem als Effekt einer permanenten subjektiven Konstitutionsleistung von Sinn durch subjektive Leistungen.

Berger und Luckmann haben beide Zugänge in ihrer Studie über „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ (1970) in Verbindung gebracht. Ihre Arbeit bezeichnet sich zwar als „Eine Theorie der Wissenssoziologie“ (so der Untertitel), ist aber – da Wissen als Vorstellung von Realität als die Grundlage jeder Gesellschaft verstanden wird – eine umfassende Gesellschaftstheorie mit subjekttheoretischer Grundlage. Sie übernehmen die Schütz'sche Unterscheidung in Sinnprovinzen, die insgesamt die Alltagswelt ausmachen. Von Mead übernehmen sie das Interaktionskonzept mit der reziproken Logik der Selbst- und Fremdkonstitution unter Mithilfe der zur Verfügung stehenden typisierten Muster. Sie betonen dabei vor allem den Prozesscharakter, die Dialektik von objektiver Welt und (inter)subjektiver Konstitution. Die subjektive Seite dieser Dialektik

sind die intersubjektiven Konstitutionsleistungen: Gesellschaft ist zwar unmittelbar subjektunabhängig, aber ein Entäußerungseffekt von Subjektivität, der zur Objektivierung führt. Die objektivierte soziale Realität wird wiederum im Sozialisationsprozess verinnerlicht und wird so zum Rahmenprogramm weiterer Konstitutionsprozesse – allerdings nicht in Form direkter Umsetzung, weil die primäre Sozialisation von den Beziehungen zu den signifikanten Anderen sensu Mead imprägniert und dadurch transformiert wird. Im Rahmen der sekundären Sozialisation werden generalisierte Andere zum Bezugspunkt – externe Realität wird bedeutsamer –, aber die Identifikationen sind von vorn herein gebrochen und eingeschränkt durch die Effekte der primären Sozialisation.

In diesem Modell werden die sozialen Imprägnierungen mit den Möglichkeiten individueller Variation, die passiven wie die aktiven Aspekte der subjektiven Konstitution von sozialer Wirklichkeit zusammengeführt. Daraus ergibt sich ein differenziertes Modell, welches zumindest vektoriell ein Bild der Subjekt/Objekt-Dialektik bietet, das hinreichend differenziert und anschlussfähig ist. Allerdings: Das Subjektbild bleibt merkwürdig blass. Die Einbeziehung sozialisationstheoretischer Perspektiven bleibt letztlich bei der Darstellung der Möglichkeit von Individuation und Integration (inklusive „Fehlsozialisation“ und Außenseiterchicksal) stehen. Berger/Luckmann widmen sich dabei zum Beispiel der Tatsache, dass Sozialisation ein Kampf gegen die spontanen Bedürfnisse von Kindern ist, aber sie schreiben dies lediglich der Widerborstigkeit des Organismus zu – und nicht etwa sozialen und/oder psychodynamischen Problemen und Konflikten. Auch das spätere Aushandeln von Identität sehen sie als Ergebnis des Zusammenspiels von Gesellschaft, Bewusstsein und Organismus. Dies ist eine erheblich reduzierte Version eines Subjektbildes, wodurch nicht recht erkennbar ist, wer da eigenwillig reagiert und was dabei wie und warum realisiert wird. Aus dem heterogenen Identitätsmodell von Mead ist gewissermaßen das I verschwunden – die Idiosynkrasie von Subjekten wird zwar nicht verleugnet, aber dem Organismus oder dem Bewusstsein zugeschrieben sowie als Sozialisationsprodukt verbucht und nicht weiter thematisiert. Die Perspektive ist daher dialektisch angelegt, aber in der Durchführung fehlt ein angemessenes Konzept für Psychodynamik.

Die interaktionistisch-sozialphänomenologische Sicht ist zweifellos ein Modell mit einer differenzierten Sicht auf den wechselseitigen Bestimmungsprozess von Akteur und Sozialstruktur, welches sowohl die objektivistische wie die individualistische Sackgasse vermeidet. Allerdings bleibt das Projekt auf halbem Wege stecken: Zwar wird subjektive Aktivität systematisch fokussiert, aber es wiederholt sich dabei das Problem, dass diese Art von Subjektivität substanzlos bleibt und im Endeffekt soziologisiert, also nur in ihrer sozialen Bestimmtheit – genetisch wie aktuell – beschrieben wird. – Bei Berger/Luckmann wird – wie

in der interaktionistischen Sichtweise insgesamt – besonders betont, dass soziale wie psychische Realität nicht „gegeben“ ist, sondern hergestellt wird. Diese Vorstellung hat der „postmoderne“ Konstruktivismus ausgearbeitet. Auch hier wird ausdrücklich subjektzentriert argumentiert, weil und wo die Vorstellung der Erzeugung von Wirklichkeit durch Akteure im Mittelpunkt steht. Der Konstruktivismus hat aber in vielen Bereichen zu verstärkten Auseinandersetzungen und neuen Betrachtungen geführt. Zu seinen Anwendungen innerhalb der Soziologie gehört u. a. der subjekttheoretisch relevante Diskurs über Emotionen. Er behandelt nicht Personen, sondern Emotionen, genauer: ihren (sozial bestimmten) Ausdruck. Denn anders als „substanzlogische“ Analysen der Genese und Funktion von Emotionen (z. B. Turner 2000) geht es vor allem um die Frage, wie Emotionen sozial definiert und gesteuert werden. Die konstruktivistische „sociology of emotions“ (vgl. die Übersicht von Flam 2002) greift direkt Themen auf, die „normalerweise“ der Psychologie zugerechnet werden. Es geht also um „Trauer“, „Scham“ und vergleichbare Gefühle. Allerdings geht es nicht um die Substanz und Dynamik von Gefühlen, sondern um die Frage, welche sozialen Regeln dazu führen, dass etwas als spezifisches Gefühl interpretiert wird sowie um die Frage, wann welche Gefühle erwartet und in welcher Form sie gezeigt werden müssen, also um ihre soziale Bedingtheit. Auch die „Sociology of emotions“ soziologisiert also ihr Thema, indem sie es in sozialen (Konstruktions-)Regeln aufgehen lässt und setzt damit die skizzierten Strategien fort. Insofern steht sie für eine generelle Tendenz des Neo-Konstruktivismus, der prinzipiell soziale Phänomene vorrangig als Interpretationsprodukte sieht. Damit löst sich das Subjekt tendenziell in abrufbare (Emotions-)Dispositionen auf. Auf dieser Basis ist ein substanzlogisches Verständnis von Subjektivität nicht mehr nötig und nicht mehr möglich. An die Stelle der klassischen Hypostasierung einer bestimmten Art von Mensch treten hier Fragmentierung und Funktionalisierung.¹³

Einen Schritt weiter war an dieser Stelle bereits T. Parsons gekommen. Seine „strukturell-funktionale“ Theorie wird heute eher als Vorläufer von Luhmanns Systemtheorie gesehen, aber kaum mehr aktiv verwendet. Sein Modell bietet

¹³Selbstverständlich wird diese kurze Bemerkung den Leistungen der „sociology of emotions“ nicht gerecht. Der von manchen konstatierte „affectice turn“ in Soziologie und Kulturwissenschaften (Greco und Stenner 2008) öffnet den Blick auf Themen, die oft zu kurz kommen (auch wenn dabei gelegentlich offene Türen eingerannt werden). Hier geht es lediglich darum, dass die bloße Ausweitung des Blicks (und die mittlerweile häufig genug geäußerte Kritik am „Rationalismus“ der Soziologie) noch zu wenig ist, wenn man dabei stehen bleibt, nur mit Mitteln der Soziologie zu arbeiten.

jedoch gerade in Bezug auf das Verhältnis von Gesellschaft und Subjekt bemerkenswerte Anregungen. Bemerkenswert ist nicht zuletzt, dass Parsons auf psychologische Theorien – insbesondere auch psychoanalytische – Bezug nimmt (also dezidiert Fachgrenzen überschreitet, um soziologische Themen besser behandeln zu können). – Im Entwurf seiner strukturell-funktionalen Theorie hat Parsons in mehrfacher Hinsicht subjekttheoretische Gesichtspunkte eingebaut.¹⁴ Zunächst ist „Goal-Attainment“ als eine der vier Basisfunktionen von allen Handlungssystemen eine Generalisierung von Motivation und wird daher auch immer wieder mit subjektiver Motivation in Verbindung gebracht. Auch wenn Zielorientierung nicht auf allen Systemebenen unmittelbar mit subjektiven Bedürfnissen zusammenhängt, ergeben sich unvermeidlich Korrespondenzen und Abhängigkeiten. Auf der Ebene von Sozialstruktur ist eines der vier Subsysteme das Persönlichkeitssystem. Anders als später bei Luhmann ist das Persönlichkeitssystem bei Parsons zwar als System konzipiert, aber inhaltlich durch die vier Basisfunktionen bestimmt. Entsprechend ist Persönlichkeit ein komponiertes System, in dem es um unterschiedliche Leistungen geht, die nach innen bezogen gesehen werden und die ihrerseits die Voraussetzung für die Leistungen nach außen sind. Intern müssen Organismus, Motivation, psychische Integration und Strukturhaltung gewährleistet werden, damit die Persönlichkeit ihre Funktion im sozialen Systemzusammenhang erfüllen kann.

Dazu bedarf es einer entsprechenden Formatierung. Entsprechend widmet sich Parsons intensiv dem Thema Sozialisation und Persönlichkeitsentwicklung. Dabei orientiert er sich stark an Freud. Vor allem dessen Theorie des Über-Ichs erlaubt Parsons, innere und äußere Steuerung zu verschränken und diesen Prozess gleichzeitig als Entwicklung zu beschreiben. – Parsons' Strukturfunktionalismus ist bekanntlich nach einer Phase der Dominanz ziemlich heftig kritisiert worden. Sein Theoriekorsett sei zu rigide und letztlich unübersichtlich und unverwendbar, seine Gesamtperspektive zu anpassungslastig und – in Bezug auf das Thema Subjekttheorie – er vertrete ein „oversocialized concept of man“ (so Wrong). Auch wenn diese Kritik nicht unberechtigt ist: Sie wird den Leistungen des Modells nicht gerecht. Gerade subjekttheoretisch gehört Parsons' Entwurf immer noch

¹⁴Parsons hat seine Konzeption nicht nur von der „theory of action“ auf die strukturell-funktionale Systemtheorie umgestellt, sondern vor allem letztere ständig weiter entwickelt. Auch daraus ergibt sich eine gewisse Unübersichtlichkeit, sodass es schwer fällt, die Fülle seiner Gedanken einigermaßen schlüssig darzustellen. Was sich jedoch in seiner Theorie ebenfalls weiter entwickelte, war das Bemühen um eine anwendungsbezogene Matrix der Beziehung zwischen sozialer und psychischer Realität (vgl. Parsons 2002, Teil II und III).

zu den Angeboten, in denen sowohl das Thema soziale Formierung als auch das Thema Eigenständigkeit systematisch berücksichtigt und differenziert dargestellt wird. Allerdings: Parsons' Zugang ist in mancher Hinsicht selektiv und perspektivisch vereinseitigt, was die Brauchbarkeit seines Modells einschränkt (vgl. dazu ausführlich: Schüleln 2016).

Die Kritik von Wrong an Parsons verweist auf einen bisher ausgeklammerten Aspekt. Bisher sind gewissermaßen offizielle Subjektkonstruktionen angesprochen worden. Unabhängig von offiziellen Konzepten gibt es jedoch auch inoffizielle, latente Vorstellungen, die jenseits der offiziellen – und unter Umständen auch in ihnen – verwendet werden. Wrong kritisiert in Parsons' Modell einen (angeblichen) ideologischen Bias. Tatsächlich sind an theoretischen Konstruktionen häufig mal mehr, mal weniger – vortheoretische Eindrücke und Beurteilungen beteiligt, die die Konstruktion antreiben und steuern können. Dies gilt nicht nur für die frühe Sozialphilosophie, sondern in gewisser Weise auch für soziologische Theorien. Sie sind u. U. da, wo sie Normativität so gut wie möglich kontrollieren, Ergebnis und Teil von Auseinandersetzungen mit impliziter Normativität. Dazu kommt, dass ihre Ergebnisse gern (als) normativ interpretiert werden – zum Eigengehalt kommen Zuschreibungen. Wongs Kritik sagt also u. U. etwas über Parsons' Modell, aber auch über dessen Rezeption. – Aber auch da, wo gar keine expliziten Modellvorstellungen entwickelt werden, werden Subjektbilder implizit verwendet – als Leitbilder, aber auch als Diagnosen, in denen eigene Erfahrungen und Wünsche verarbeitet werden. Bei W.H. Riehl, dessen Arbeit für den Übergang von der Sozialphilosophie zur Soziologie steht, ist noch – mit Bezug auf die von ihm vertretenen gesellschaftspolitischen Vorstellungen – ganz selbstverständlich von „guten“ und „schlechten“ Bauern und Bürgern die Rede (Riehl 1851).¹⁵ Die Professionalisierung der Soziologie löst diese direkte Bindung von Analyse und Normativität auf, was aber bleibt, sind implizite wie explizite Beurteilungen auf dem Hintergrund der entwickelten Vorstellungen. Unverkennbar etwa bei Gehlen oder Adorno: Bei aller Differenz ihrer Ansichten sind sie sich einig, dass die Verhältnisse einen Typus von Mensch hervorbringen, der nicht nur unfähig zur Selbstkontrolle ist, sondern durch sein Tun und Lassen die gesellschaftliche Entwicklung schädigt. Beide bescheinigen sowohl der Gesellschaft als auch ihren Subjekten, dass sie sich in einem katastrophalen Zustand befinden und finden

¹⁵Die „guten“ Bauern stehen bei Riehl mit beiden Beinen noch im (angeblich deutschen) Mittelalter und sind sittlich-konservativ; die „guten Bürger“ treiben ihre Arbeit voran und sorgen für die Aufrechterhaltung der familiären Ordnung; schwärmerische Politik ist ihnen ebenso fremd wie „Philistertum“ (vgl. Riehl 1858, S. 57 ff., 158 ff.).